

Ludwig Jäger · Erika Linz (Hrsg.)

Medialität und Mentalität

Theoretische und empirische Studien
zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität
und Kognition

Wilhelm Fink Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten.

Inhalt

I EINFÜHRUNG

ERIKA LINZ/LUDWIG JÄGER	9
Einleitung	
LUDWIG JÄGER	15
Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen	

II SPRACHE, DENKEN, SUBJEKTIVITÄT

ERIKA LINZ	45
„Language of Thought“ – mentale Symbole oder mediale Zeichen?	
GISELA FEHRMANN	69
Die diskursive Logik kategorieller Wissensstrukturen	
TILMAN BORSCHKE	99
Begriffsbildung und materielle symbolische Repräsentation. Eine begriffshistorische Skizze	
DEREK BICKERTON	111
Der Faktor X – Über den Entstehungszusammenhang von Sprache und Denken	
WOLFGANG PRINZ	131
Das unmittelbare und das mittelbare Selbst	
BARBARA BECKER	147
Sinn und Sinnlichkeit. Anmerkungen zur Eigendynamik und Fremdheit des eigenen Leibes	

III MEDIALE DIFFERENZ UND KOGNITIVE STRUKTURIERUNG

GUNTER SENFT	163
Sprache, Kognition und Konzepte des Raumes in verschiedenen Kulturen. Zum Problem der Interdependenz sprachlicher und mentaler Strukturen	
GISELA FEHRMANN/LUDWIG JÄGER	177
Sprachraum – Raumsprache. Raumstrategien in Gebärdensprachen und ihre Bedeutung für die kognitive Strukturierung	
KLAUDIA GROTE	193
„Mediale Relativität“? Auswirkungen der gestisch-visuellen und vokal-auditiven Sprachmodalität auf semantische Strukturen	
LUISE SPRINGER.....	221
Mediendifferenz und Sprachverwendung. Eine empirische Studie zur medienspezifischen Prozessierung des Sprachwissens bei Agrammatikern und Sprachgesunden	
HANS-CHRISTOPH NUERK/KLAUS WILLMES.....	251
Externe und interne Repräsentationen von Zahlen und ihre Beeinflussung durch sprachliche Struktur	

IV MEDIALITÄT UND SPRACHKULTUR

JENS BROCKMEIER.....	277
Literale Kultur	
CORNELIA EPPING-JÄGER	305
Der Literalisierungsprozeß und die Ordnung des Wissens: Der deutsche Belial	
LUDWIG JÄGER	327
Der Schriftmythos. Zu den Grenzen der Literalitätshypothese	
ERHARD SCHÜTTPELZ	347
Das radebrechende Alphabet. Drei Modelle der Unterscheidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit	

I
EINFÜHRUNG

- Saussure, F. de [1931] 1967: *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Herausgegeben von Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Übersetzt von Hermann Lommel. Zweite Auflage mit einem neuen Register und einem Nachwort von Peter von Polenz. Berlin
- [1968] 1989: *Cours de linguistique générale*. Édition critique par Rudolf Engler. Tome 1. Reproduction de l'édition originale. 2. Auflage. Wiesbaden
- [1968] 1990: *Cours de linguistique générale*. Édition critique par Rudolf Engler. Tome 2: Appendice. Notes de F. de Saussure sur la linguistique générale. Reproduction de l'édition originale. 2. Auflage. Wiesbaden
- 1997: *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente*. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt a. M.
- 2003: *Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß*. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Ludwig Jäger. Übersetzt und textkritisch bearbeitet von Elisabeth Birk und Mareike Buss. Frankfurt a. M.
- Scheerer, T. M. 1980: *Ferdinand de Saussure*. Darmstadt
- Schmidt, S. J. 1992: Gedächtnisforschungen: Positionen, Probleme, Perspektiven. In: Ders. (Hg.): *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung* 2. Auflage. Frankfurt a. M., S. 9-55
- Singer, W. 1995: Time as coding space in neocortical processing: A hypothesis. In: M. S. Gazzaniga/E. Bizzi et al. (Hg.): *The cognitive neurosciences*. Cambridge/Mass., London, S. 91-104
- 1997: Der Beobachter im Gehirn. In: H. Meier/D. Ploog (Hg.): *Der Mensch und sein Gehirn. Die Folgen der Evolution*. München, Zürich, S. 35-66
- 2000: Response synchronization: A universal coding strategy for the definition of relations. In: M. S. Gazzaniga (Hg.): *The new cognitive neurosciences*. 2. Auflage. Cambridge/Mass., London, S. 325-338
- Singer, W./Gray, C. M. 1995: Visual feature integration and the temporal correlation hypothesis. In: *Annual Review of Neuroscience* 18, S. 555-586
- Springer, L. 2000: Mediale und interaktive Erklärungsansätze für die Variabilität agrammatischer Sprachäußerungen. In: *Sprache und Literatur* 85(1), S. 97-116
- Stetter, C. 1997: *Schrift und Sprache*. Frankfurt a. M.
- Treisman, A. 1987: Merkmale und Gegenstände in der visuellen Verarbeitung. In: *Spektrum der Wissenschaft*, Januar, S. 72-82
- 1996: The binding problem. In: *Current Opinion in Neurobiology* 6, S. 171-178
- Tschauder, G. 1989: *Textverbindungen: Ansätze zu einer Makrotextologie auch unter Berücksichtigung fiktionaler Texte*. Bochum
- Vaadia, E./Haalman, I./Abeles, M./Bergman, H./Prut, Y./Solvin, H./Aertsen, A. 1995: Dynamics of neural interactions in monkey cortex in relation to behavioral events. In: *Nature* 373(9), S. 515-518
- Wetzel, M. 2002: Unter Sprachen – Unter Kulturen. Walter Benjamins „Interlinearversion“ des Übersetzens als Inframedialität. In: C. Liebrand/I. Schneider (Hg.): *Medien in Medien*. Köln, S. 154-179
- Zeki, S. 1984: The construction of colours by the cerebral cortex. In: *Proceedings of the Royal Institute of Great Britain* 56, S. 231-258
- 1993: *A vision of the brain*. Oxford, London.

Tilman Borsche

Begriffsbildung und materielle symbolische Repräsentation

Eine begriffshistorische Skizze

1 Thema und These

Der Titel meines Beitrags heißt „Begriffsbildung und materielle symbolische Repräsentation.“ Prägnanter könnte er lauten: „Begriffsbildung ist materielle symbolische Repräsentation.“

Begriffsbildung soll das Thema sein. Auf den ersten theoretischen Blick erscheint die Begriffsbildung als etwas Unmögliches, weil in sich Widersprüchliches. Wenn wir einen Begriff bilden oder verwenden – jeder Akt der Verwendung ist ein Akt der Neubildung – glauben wir, etwas wahrzunehmen, das nicht wahrnehmbar ist. Wir isolieren einen Aspekt im Fluß unserer Perzeptionen und versuchen, das so isolierte Einzelne festzuhalten, indem wir es als ein Allgemeines bezeichnen. Auf diese Weise nehmen bzw. halten wir ein abstrahiertes Einzelnes als ein abstraktes Allgemeines (für) wahr. Und das ist ein Widerspruch. Aber er ist für uns völlig alltäglich, gewöhnlich und selbstverständlich; so sprechen und so denken wir; die beiden Momente dieses Aktes der Identifizierung des Einzelnen als eines Allgemeinen bedingen sich gegenseitig. – Darüber hinaus aber, und das wird mich im folgenden vor allem interessieren, ist dieser Akt der Abstraktion wesentlich an eine materielle symbolische Repräsentation geknüpft.

Der Ort der Begriffsbildung, das heißt der Ort, an dem diese Entgegen- und Ineinsetzung von Einzelem und Allgemeinem stattfindet, heißt ‚Geist‘. (Ich sage lieber ‚Geist‘ als ‚mens‘ oder ‚mind‘, weil bzw. insofern das Wort Geist aufgrund seiner Geschichte Bedeutungselemente von *mind* und *spirit*, von Mentalem und Körperlichem, die gewöhnlich als Gegensätze verstanden werden, zusammenschließt.) Nennen wir also Geist den (nicht-räumlichen) ‚Ort‘ (das heißt sowohl die Potenz als auch den Akt) der ‚Begriffsbildung‘ (das heißt des Denkens in einem durchaus geläufigen weiten Sinn dieses Wortes, der mehr umfaßt als nur das propositionale Denken, nämlich alle unsere intentionalen Einstellungen). – Ich behaupte nun folgendes und möchte diese These erläutern und plausibel machen:

Der Geist ist ein lebendiges (folglich materielles) System von symbolischer Repräsentation mit zugleich individuellen wie sozialen und kulturellen Wurzeln und entsprechender Relevanz.

Die Präsentation der These (Abschnitt 7-9) soll zweigleisig erfolgen: zum einen als eine logische Analyse dieses Ensembles von Begriffen und seiner Leistungsfähigkeit (Abschnitt 8), zum andern als eine quasi-historische Erzählung (oder ein

Modell) der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des so dargestellten Gegenstands (Abschnitt 9). Doch zuvor dürften einige längere Vorbemerkungen erforderlich sein (Abschnitte 2-6).

2 Methodische Standortbestimmung

Wenn Wissenschaftler zusammenkommen, um z. B. über die *Medialität der Kognition* und näher über *Zeichen als Medien der Selbstwahrnehmung* zu sprechen, dann kommen sie nicht mit leeren Händen oder mit einem leeren Kopf. Als Wissenschaftler bringen sie einen sehr speziellen *frame of discourse* mit und unterstellen sich seinen Regeln. Sie kommen nämlich mit der Erwartung bzw. der Haltung oder dem Vorsatz, alles, worüber sie sprechen, ggf. auch das Denken und das Sprechen selbst, als mögliche Gegenstände der Erfahrung zu betrachten, das heißt als Gegenstände, über die sie Aussagen machen wollen, und zwar nur solche Aussagen, die sich mittels empirischer Untersuchungen als wahr oder falsch erweisen können oder doch könnten. Denn nur solche Aussagen dürfen Anspruch darauf erheben, ggf. als Erkenntnisse anerkannt zu werden. Seit Kant kann man das Unternehmen Wissenschaft etwa auf diese Weise beschreiben. Seit Kant aber sollten wir auch vorsichtig geworden sein in der Auswahl möglicher Gegenstände der so bestimmten Wissenschaft. Weder das Denken noch das Sprechen, insofern es Denken darstellt, gehören dazu, bekanntlich erst recht nicht die ‚Seele‘, das ‚ich‘ des ‚ich denke‘, oder gar der Geist. Diese sind keine Gegenstände möglicher Erkenntnis.¹ Wenn ich sie dennoch zu erkennen versuche, werde ich nichts finden, weil ihnen korrespondierende Gegenstände in der Anschauung nicht gegeben werden können. Das impliziert (nach Kant) aber keineswegs, daß wir über Denken und Sprechen, über die Seele oder das Ich nicht sprechen und denken könnten – nur eben außerhalb des Rahmens einer theoretischen Erkenntnissuche, nicht als ‚Wissenschaftler‘. Oder anders gesagt: Die Wissenschaften vom Denken und Sprechen haben etwas anderes zum Gegenstand als Denken und Sprechen, wie wir diese gewöhnlich verstehen. Wir müssen Gegenstände dieses Namens erst für die Wissenschaft präparieren: wie etwa Saussures Isolierung der ‚langue‘ als eines möglichen Gegenstands einer Wissenschaft der Linguistik.

Man kann unsere Situation auch mit anderen Worten (in einem Wittgensteinischen Bild) beschreiben: Wissenschaftler kommen zusammen, um gemeinsam das Theorie-Spiel zu spielen. Das heißt, sie akzeptieren die Spielregeln der Wissenschaft, deren erste besagt, daß man allen Gegenständen gegenüber die Perspektive der dritten Person einzunehmen hat und beibehalten soll. Diese Regel gilt auch, wenn man/wir über die erste Person, über unser eigenes Denken und Sprechen, über unser eigenes Ich oder Selbst sprechen. Die Einhaltung dieser Regel ist problemlos möglich, solange nur solche Sätze über die besagten Gegenstände zuge-

1 Vgl. Kant KdrV, B, S. 399-432.

lassen sind, die sich – *salva veritate und salva sensu* – in Sätze der dritten Person umformen lassen. Niemals aber wird das für alle Sätze und jeden Sinn von Sätzen der ersten Person möglich sein. Wie Nietzsche lakonisch bemerkt: „Ich und Mich sind immer zwei verschiedene Personen.“²

Ich schlage vor, daß wir uns die Freiheit nehmen, dem ‚ich‘ des ‚ich denke‘ und ‚ich spreche‘ in diesem unvertretbaren Sinn der ersten Person nachzuspüren, allerdings ohne zu vergessen, in welchem Raum wir uns dabei bewegen: dem der Philosophie nämlich und nicht dem der Wissenschaft. Das heißt: Wir analysieren unsere Begriffe bzw. bestimmen sie neu; wir machen nicht Erfahrungen unter wohlbestimmten Begriffen. Letzteres wird unter dem Namen ‚empirische Forschung‘ in den Wissenschaften betrieben, die damit unseren Erfahrungshorizont erweitern, z. B. auch bezüglich der Frage, welche Lebewesen oder Maschinen denken und sprechen (können). Solche Forschungen aber setzten voraus, daß wir bereits ‚wissen‘ (eher: annehmen, genauer: uns darauf geeinigt haben), was mit ‚Denken‘ oder ‚Sprechen‘ gemeint sein soll. Die Erkenntnisse der Wissenschaften bleiben daher immer durch gegebene Begriffe bedingte Erkenntnisse.

3 Ahnengalerie, oder: Totgeglaubte leben immer noch

Man sollte meinen, die nominalistische Metaphysik der frühen Neuzeit und die mit ihr verbundene Erkenntnis- und Sprachtheorie (Hobbes vor allem) könnte als überwunden gelten. Diese nimmt an, daß die Sprache ein sekundäres oder äußerliches Medium zur Darstellung des Denkens und seiner Gegenstände sei. Denken wird verstanden als ein Rechnen mit Namen, Namen gelten als Zeichen für Gegenstände, Gegenstände sind letztlich auf natürliche Körper und deren Eigenschaften reduzierbar, da diese allein das ausmachen, was ist. Nach dieser Auffassung dienen Wörter als Erinnerungszeichen (*notae*) für die eigenen sprachfrei gebildeten Vorstellungen von sprachfrei zugänglichen Gegenständen sowie als Mitteilungszeichen (*signa*) zur Kommunikation der eigenen Vorstellungen mit den Vorstellungen anderer.³ 150 Jahre später kommentiert Humboldt diese Auffassung mit folgender Bemerkung: „Die zunächst liegende aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein bloßes Verständigungsmittel zu betrachten.“⁴ So naheliegend wie beschränkt! „Den nachtheiligsten Einfluß auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums“ habe zudem die verbreitete Vorstellung ausgeübt, daß „das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihm vorhandenen Sache, oder eines eben solchen Begriffs ist.“⁵ Merkwürdigerweise überlebt diese nominalistische Metaphysik (und mit ihr, zumindest latent, die

2 Nietzsche KGW, Bd. VII/1, Nr. 352; KSA, Bd. 10, S. 96.

3 Vgl. insbes. Hobbes 1839, Bd. 1, S. 11-25.

4 Humboldt GS, Bd. 4, S. 22.

5 Ebd., Bd. 3, S. 167; Bd. 7, S. 640.

entsprechende Sprachansicht) bis heute. Als atomistische Ding/Ereignis-Ontologie wird sie in der analytischen *philosophy of mind* häufig, sei es explizit oder implizit, fraglos und unkritisch vorausgesetzt.

4 Erneuerter Grablied

Ich möchte zwei Gründe nennen, warum diese Ontologie und die mit ihr verbundene Sprachansicht gerade im Blick auf das Problem der Begriffsbildung unplausibel sind und immer unbefriedigend bleiben werden.

(a) Unsere Begriffe, da sie als Begriffe allgemein sind und die Gegenstände nicht so bezeichnen, wie sie wirklich sein sollen, nämlich einzeln, verschieden und veränderlich, wären damit nicht nur arbiträr, sondern völlig beliebig. Es gäbe keine Gründe dafür, warum wir überhaupt etwas als etwas bezeichnen, und erst recht nicht dafür, es so zu tun, wie wir es tun.

(b) So müßte das Denken in einen radikalen Skeptizismus führen. Wer die Macht über die Namen hätte, der hätte auch die Macht über das Denken. Denn was der Herr der Namen sagt, das wäre der Fall, solange er die Macht hat.

5 Die traditionellen Gegenpositionen

Die bekanntesten und die üblicherweise hier ins Feld geführten metaphysischen Gegenpositionen kann man zusammenfassend substantialistisch nennen. Entweder wird ein metaphysisch bzw. theologisch fundierter Begriff des Ich, das heißt eine unkörperliche, folglich unsterbliche Seelensubstanz als Ort und Träger des vernünftigen Denkens postuliert, oder man gelangt durch die Analyse des menschlichen Denkens zu einer erkenntnistheoretisch fundierten Begründung des Substantialismus, wie er in der speziellen historischen Gestalt des Cartesianischen Leib-Seele-Dualismus bekannt geworden ist. Da diesen Gegenpositionen in beiderlei Gestalt innerhalb der *scientific community* der Makel des politisch Inkorrekten anhaftet, sprechen ihre Vertreter nicht gerne von Substanz und vermeiden den Namen Descartes, sondern sie reklamieren eine eigene ‚letzte‘ oder irreduzible Entität.⁶ Ich habe keine Hemmungen, den Teufel beim Namen zu nennen. Aber ich will ihn nicht rehabilitieren. Ich behaupte vielmehr, daß die in der Diskussion mit der einhelligen Ablehnung des Cartesianismus unterstellte Ausschließlichkeitsthese – entweder Nominalismus oder Substantialismus (Realismus) – nicht vollständig ist. Wie immer im Denken, so gilt auch hier: ‚tertium datur!‘. Das in *metaphysicis* häufig und doch immer zu unrecht bemühte ‚tertium non datur‘ imponiert ein Denkverbot, das nur durch Disziplin, das heißt im

⁶ Vgl. z. B. Swinburne 1999.

Rahmen eines anerkannten semantischen Schemas wirksam sein kann und damit, solange es wirksam ist, die Suche nach weiteren Alternativen unterbindet.

6 Philosophy of Mind

Das moderne nominalistische (von Hobbes inspirierte) Modell der *philosophy of mind*, dessen metaphysische Vorgaben oder Voraussetzungen kurz angesprochen wurden, tritt in zwei Varianten auf:

(a) Denken und Sprechen, folglich auch Begriffe und ihre Bildungsprozesse, sind Eigenschaften bzw. Verhaltensweisen belebter Materie. Insofern sie erklärt werden können, werden diese Erklärungen letztlich mechanische, chemische oder biologische, jedenfalls in einem weiteren Sinn kausale Erklärungen sein (andere Erklärungen gibt es nicht, das heißt sie werden nicht anerkannt). Folgende Rahmenbedingungen sind anzunehmen: Äußere Impulse treffen auf die Rezeptionsorgane eines belebten Körpers und werden nach dem Modell eines (mechanisch-chemisch-biologischen) Reiz-Reaktions-Datenverarbeitungsmechanismus, der im Gehirn des belebten Körpers zu lokalisieren ist, transformiert. Was in diesem Mechanismus (der alteuropäisch ‚mens‘ oder ‚Denken‘ genannt wurde) geschieht, läßt sich, so hofft man, aus den Reaktionen desselben Körpers in der Gestalt seines verbalen Outputs wenigstens teilweise rekonstruieren.

(b) Eine jüngere und konsequentere Version dieses Modells versteht das Denken selbst – und nicht mehr nur das Sprechen – als Informationsprozeß. Was sich ereignet oder realisiert, wenn wir von ‚Denken‘ sprechen, hat keine körperliche, sondern nur informationelle oder virtuelle Realität. Zum Zweck der Erinnerung (und zwar vom ersten Informationsbit an) und der Mitteilung (Speicherung und Transfer) muß es – ganz wie bei Hobbes – ‚sprachlich‘ (dieser Ausdruck ist jetzt allerdings metaphorisch zu verstehen), jedenfalls materiell, kodiert und fixiert werden. Als solches braucht es aber von niemandem verstanden zu werden und niemandem präsent zu sein. Es ist nichts weiter als ein Stück vorhandener (materiell fixierter, gespeicherter) Information. Was nach Hobbes für das Verhältnis einer Vorstellung zu der sprachlichen Form ihres Ausdrucks gilt, das gilt auch in dieser radikalisierten Version der nominalistischen Metaphysik: Der Ort, die Gestalt und die besondere Materie der Fixierung – also alles, was äußere Form an ihr ist –, alle diese Aspekte sind irrelevant für den Inhalt. Dieser kann daher im Prinzip beliebig kopiert, das heißt ausgelagert und vervielfältigt, sowie aus anderen als den ursprünglichen Quellen (den Rezeptionsorganen eines lebendigen Körpers) gespeist und ergänzt und zudem jederzeit gelöscht oder überschrieben werden.

Ein solches Bild der Sprache als eines natürlichen Mediums des Denkens kann man sich wohl machen. Offensichtlich ist es sogar sehr brauchbar, um nach seinem Modell Maschinen zu bauen, die im voraus genau bestimmte Kommunikationsaufgaben zwischen Sendern und Empfängern erfüllen können, Aufgaben, die

wir an eine ‚primitivere Sprache als die unsre‘⁷ zu stellen Anlaß haben mögen. Ein solches Bild erscheint mir aber ziemlich kontrainuitiv zu sein und zur Erklärung der Phänomene, die wir gern mit Denken und Sprechen bezeichnen, wenig angemessen.

7 Eine semiologische Alternative

Nach so vielen Vorbemerkungen und Einleitungen möchte ich endlich, wenn auch nur in knappen Worten, die semiologische Alternative zu den gängigen Bildern, die wir uns von Sprechen und Denken machen, vorstellen. Ich wiederhole zunächst die eingangs aufgestellte These:

Der Geist ist ein lebendiges (folglich materielles) System von symbolischer Repräsentation mit zugleich individuellen wie sozialen und kulturellen Wurzeln und entsprechender Relevanz.

Die Erläuterung soll, wie eingangs bemerkt, zweigleisig geschehen: zum einen als eine logische Analyse dieses Ensembles von Begriffen und seiner Leistungsfähigkeit, zum andern als eine quasi-historische Erzählung (ein Modell) der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des so dargestellten Gegenstands.

8 Das logische Bild

Als ausgewachsene und ausgelernte sprechende Lebewesen verfügen wir über eine große, aber endliche Menge distinkter Zeichen im akustischen Bereich und eine kaum eingrenzbare Menge von weniger distinkten Zeichen im optischen Bereich. Da wir über diese Zeichen mit Leichtigkeit verfügen, sie ständig und zumeist problemlos verwenden – immer zugleich sprechend und verstehend, hörend und deutend –, übersehen wir ebenso leicht folgende einfache Tatsachen:

(a) Es gibt keine Gedanken an sich, keine sprach- oder gar zeichenfreien Gedanken⁸; das Gegenteil kann weder gesagt noch gezeigt werden.

(b) Kein Laut und kein sichtbarer Gegenstand ist an sich selbst betrachtet oder seiner Natur nach ein Zeichen, kein Laut und kein sichtbarer Gegenstand hat an sich selbst betrachtet oder seiner Natur nach Bedeutung.

Ersteres scheint mir heute eher unproblematisch zu sein, letzteres möchte ich erläutern und weiterführen: Auch die sog. natürlichen Zeichen wirken als solche nur, indem sie *als* Zeichen wahrgenommen, verstanden, gedeutet werden. Daher

ist die Redeweise ungeschickt, nach welcher die wahrnehmbaren Zeichen als ‚Träger‘ ihrer Bedeutungen betrachtet werden. Denn allein derjenige, der ein Zeichen vernimmt, *es als* Zeichen wahrnimmt, hat die Last und das Risiko der Bedeutung zu tragen. Hörer und Leser – ebenso wie Sprecher und Schreiber, die ihre Zeichenproduktionen selbst wahrnehmen, indem sie sie hören bzw. lesen – gehen die Wette der Bedeutung ein. Es muß sich jeweils zeigen, ob sie gewinnen. Das Risiko ist in der Regel (in der Sprache der alltäglichen Geschäfte) marginal, deshalb wird es gerne vernachlässigt. In der Wissenschaft wird es diszipliniert (Prüfungswesen). In der Kunst, in der Politik, auch in der Philosophie ist es bisweilen unkalkulierbar, hier wird es zum Thema. Alle Beteiligten gewinnen, wenn und indem andere sich ihnen anschließen, einsteigen, mitmachen. Kurz, Laute bzw. sichtbare Gegenstände *sind* keine Zeichen und sie *tragen* keine Bedeutung; sie werden vielmehr, ggf., mit Bedeutung *infiziert* und damit als Zeichen verstanden. Diese Bedeutungsinfektion soll ansteckend wirken, für einige wenigstens, die Angesprochenen. Werden hinreichend viele infiziert, dann entsteht eine Epidemie. (Man denke z. B. an die Verbreitung von Neologismen, auch in den Wissenschaften.)

Die Infektion des Lauten bzw. des Gegenstands mit Bedeutung ist weder sichtbar noch hörbar, sie ist als solche überhaupt nicht *wahrnehmbar*. Denn was ich wahrnehmen kann, das sind Töne, Formen, Farben etc. Doch die Bedeutung ist *erkennbar*. Woran aber wird sie erkannt? Seit Wittgenstein ist die beste oder die verbreitetste Antwort auf diese Frage: An ihrem *Gebrauch* könnt und sollt ihr sie erkennen. Dieses Bild ist hilfreich, vor allem in seiner ursprünglichen polemischen Absicht, aber es ist nicht unproblematisch. Denn die Bedeutung ist, trotz einiger Analogien, auf die Wittgenstein zu Recht verweist, kein Werkzeug. Besser trifft hier, denke ich, ein Terminus, dem Lyotard eine neue Wendung gegeben hat, und zwar zur Beantwortung der Frage, nicht was Bedeutung *ist*, sondern wie Bedeutung *geschieht*. Sie geschieht, sie ereignet sich, sie wird deutlich durch *Verkettung* (*enchaînement*) eines Zeichens mit anderen Zeichen. „Verketteten ist notwendig“, wenn gedacht bzw. gesprochen wird, denn ein letztes Zeichen/Wort (ein letzter Gedanke) ist kein Zeichen/Wort (kein Gedanke), doch „wie verketteten“ ist nicht notwendig.⁹ Und erst die Zukunft (die Folge) des Zeichens zeigt, ob und welche Bedeutung es wirklich hatte.

9 Das evolutionistische Bild

Zur weiteren Erläuterung der These folgt nun eine quasi-historische Erzählung über die Entstehung von Sprechen und Denken als der Versuch, ein genetisches Modell der Natur oder Wirkungsweise beider zu skizzieren. Es gehört heute weder Schergabe noch Mut zu dem Entschluß, eine solche Erzählung in einem

⁷ Vgl. Wittgenstein PU, § 2, S. 14: „Jener philosophische Begriff der Bedeutung ist in einer primitiven Vorstellung von der Art und Weise, wie die Sprache funktioniert, zu Hause. Man kann aber auch sagen, es sei die Vorstellung einer primitiveren Sprache als der unsern.“

⁸ Die Rede von einem sprachfreien Denken reicht von Augustinus' ‚verba nullius linguae‘ (*De Trinitate*, XV, 10, 19; 27, 50) bis zum ‚mentalese‘ einiger Linguisten und Kognitionswissenschaftler des 20. Jahrhunderts.

⁹ „Enchaîner est nécessaire, comment enchaîner ne l'est pas“: Lyotard 1983, no. 102, S. 103 (dt. Ausgabe 1987, S. 119).

evolutionstheoretischen Gewand zu präsentieren und näherhin ein emergentistisches Bild zu zeichnen. Denn das ist die gegenwärtig weithin akzeptierte Redeweise für genealogische Entwürfe in den Wissenschaften vom Menschen.

(a) *Biologische Bedingungen*: Sprechen und Denken entwickeln sich bei Lebewesen, die über differenzierte Sinnesorgane verfügen und darüber hinaus die Fähigkeit zu crossmodaler Gegenstandsidentifikation ausgebildet haben. Sie beherrschen also bereits rudimentäre Formen der Abstraktion. Das entspricht in moderner Terminologie dem, was die Naturforscher seit Aristoteles beobachtet haben, wenn sie manchen Tieren Vorstellungskraft (*phantasia/imaginatio*) und daraus resultierendes Erfahrungswissen bzw. Klugheit zuschreiben. Es dürften noch eine Menge weiterer biologischer Merkmale erforderlich sein, um Sprechen und Denken zu ermöglichen. Mir genügen diese ersten Hinweise auf biologische Bedingungen überhaupt, insofern diese zwar notwendig, aber doch immer nur Bedingungen sind und ihrerseits nicht mit der Sache selbst (dem Sprechen und dem Denken) verwechselt werden dürfen.

(b) *Natürliche Zeichen(gebundenheit)*: Das Erfassen von Daten verschiedener Sinne als dieselbe Sache bezeichnend sowie das Wiedererkennen von Verschiedenem als gleichartig (identisch in gewissen für relevant erachteten Aspekten), das alles schafft noch keinen Allgemeinbegriff. In einem nächsten ‚Schritt‘ wird diese Rezeption verschiedener natürlicher Zeichen als jeweils dasselbe durch die eigene Produktion von natürlichen Zeichen verdoppelt. Ausdruck von Gefühlen und Appell an andere durch den Gebrauch von Stimme und Geste, wohl auch durch Düfte (ich erinnere nur an Schmerz- und Lockrufe, an Lachen, Gähnen, Drohgebärden), schaffen mehr oder weniger offenkundige und wirksame Verbindungen zwischen wahrnehmbarem Verhalten und nicht unmittelbar wahrnehmbaren Zuständen und Absichten, die durch solche Zeichen mitgeteilt werden. Das geschieht jedoch stets im konkreten, immer schon erschlossenen Rahmen einer vertrauten Lebenswelt (‚Umwelt‘, ‚Situation‘). Allgemeinbegriffe sind noch nicht im Spiel.

(c) *Künstliche Zeichen(freiheit)*: Wenn ein Lebewesen mit dieser doppelten Reihe natürlich eingespielter Zeichen frei zu spielen gelernt hat, ihren Gebrauch von Ausdruck und Appell zu lösen und andere Verwendungsweisen als die quasi-natürlichen ins Auge zu fassen vermag, ist eine weitere Stufe der Abstraktionsfähigkeit erreicht, auf der ein Laut, ein Bild oder eine Geste über ihre gewöhnliche lebenspraktische Funktion hinaus ‚Bedeutung‘ im engeren Sinn des Wortes gewinnen kann. Auch im Rahmen dieser Geschichte wird klar: Es gibt nicht erst Bedeutungen, die dann in Laute gekleidet werden müssen und manchmal kein passendes Kleid finden können, wie die Dichter mitunter klagen, sondern dem Laut wächst Bedeutung zu – wenn sie denn wächst. Dieser Prozeß kann schmerzhaft sein, wenn er das Gefüge gewohnter und vertrauter Bedeutungen, an denen ein Sprecher oder eine Sprach- und Lebensgemeinschaft hängt, spürbar verrückt, er kann auch gänzlich mißlingen (oder erfolgreich abgewehrt werden).

(d) *Kulturell gewachsene Zeichengefüge*: Wir müssen die Sprache nicht mehr erfinden. Und wir kennen auch keine Menschen- (oder Affen-)Kinder, die die

Sprache erst erfinden müßten. Alle Darstellungen vom Ursprung der Sprache bleiben daher mehr oder weniger aufschlußreiche und überzeugende genealogische Fiktionen. Als Kinder sprechender Eltern wachsen wir immer schon in bedeutungsinfizierte Ausdrucks-laute bzw. -gesten hinein. Die Bedeutung solcher Laute ist, über ihren Ausdrucks- und Appellwert hinaus, nicht natürlich, sondern historisch geworden, künstlich, konventionell, ‚arbiträr‘ – fest gefügt, aber stets veränderlich.

(e) *Bedingungen der Arbitrarität*: Die Arbitrarität sowohl des Systems der Signifikanten als auch der Signifikate – beide, doch das zweite mehr als das erste, jederzeit offene Systeme – ist getragen und zugleich begrenzt durch soziale Akzeptanz. Wenn sich nicht alle Bedeutung verlieren soll, bedürfen beide Systeme ständiger Vergewisserung, sorgfältiger Pflege sowie angemessener Erneuerung. Tradition und Innovation von Bedeutung kann nur in Übereinstimmung (die den Widerspruch als eine Art von Übereinstimmung einschließt) verschiedener und unterschiedlicher Kommunikationsteilnehmer geschehen. Bedeutung gewinnt Wirklichkeit nur im verstehenden Individuum, aber niemals in ihm allein. Das ist eine andere Definition des Geistes, der nirgendwo in der Natur zu finden ist, sondern in der und durch die Verkettung der Worte lebt.

(f) *Evolutionsstufen des Geistes und ein Fazit der Überlegungen*: Zu verabschieden ist die Redeweise, daß der (fertige) Gedanke sich (nachträglich) Ausdruck suche, denn sie läßt sich nicht überzeugend explizieren. Fruchtbarer ist die Annahme, daß Denken sich nur in und durch Zeichen bildet oder artikuliert – in und durch materielle(r) symbolische(r) Repräsentation. Die symbolische Materialisierung des Geistes erscheint einerseits als notwendig, andererseits als unbestimmt und offen. Nicht nur kann sich Denken in verschiedenen Materialien artikulieren, einschreiben, diese ‚informieren‘ (wie die Scholastiker sagen). Sondern auch umgekehrt gilt, daß durch bestimmte Formen der Artikulation, z. B. durch eine bestimmte Sprache, das Denken vorzugsweise in bestimmte Bahnen gelenkt wird. Andere Bahnen werden zu anderen Gedanken einladen, und das Denken wird verschiedene Wege gehen, je nachdem, ob die Artikulation sich nun in Lauten, in Schriftzeichen oder in anderen medialen Notationsformen realisiert. Mag sich aufgrund des natürlichen Zusammenspiels von menschlichem Ohr und menschlicher Stimme phylogenetisch der Laut als das nächstliegende Medium für die Artikulation des Denkens angeboten und auch durchgesetzt haben, so ist das optische Schriftzeichen ihm an Dauerhaftigkeit und Reichweite doch überlegen. Bekanntlich hat die Literalisierung das Denken verändert. Es ist nur natürlich, daß eine mediale Revolution immer auch Anlaß zu Revolutionen des Denkens gibt, indem sie diesem neue, vorher ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Wichtig scheint mir dabei aber folgendes: Das Denken ist durch sein Medium und dessen Veränderungen nicht determiniert. Es infiziert dasselbe, dieses ist sein Wirt. Doch kann dieselbe mediale Materie jederzeit – in (un)gewissen Grenzen – andere Bedeutungen aufnehmen und vermitteln, transportieren, reflektieren und transformieren. In diesem Sinn ist, was die Bedeutung betrifft, die Materie, obwohl notwendig, so doch prinzipiell gleichgültig. Das ist es, was die Alten – von

Aristoteles bis Saussure – Arbitrarität des Zeichens (*l'arbitraire du signe*) nennen. Und wir denken in Zeichen (Leibniz).¹⁰ Dieser Gedanke sagt also gar nichts Neues. In der gegenwärtigen Diskussion um Maschinenmodelle des Denkens aber gewinnt die alte Lehre eine andere und dadurch neue Relevanz.

10 ‚Selbstreflexion‘ oder ‚Selbstadressierung‘ in der dritten Person?

Abschließend und rückblickend möchte ich noch einmal gesondert die Frage stellen, wie sich die Selbstadressierung eines denkenden Ich im Wort oder allgemein im Zeichen von der Selbstadressierung einer ‚intelligenten‘ Maschine mit Hilfe eines geeigneten Programms unterscheidet.

(a) Die Maschine sagt nicht ‚hier‘ und ‚jetzt‘, nicht ‚dieses‘ und ‚jenes‘, nicht ‚ich‘ und ‚du‘. Wenn sie diese Wörter benutzt, was keine Schwierigkeit darstellt, so geschieht dies notwendigerweise in der Perspektive der dritten Person. Man meint manchmal, das genüge. Doch in dieser Perspektive ist das Subjekt (die Maschine) nicht frei in der Bestimmung der Extension der Selbstadressierungstermini. Sie muß versuchen zu *erkennen*, wer oder was sie *ist*, sie kann sich nicht selbst auslegen und bestimmen.

(b) Die Maschine kann nicht anders verstehen, als ihr Verstand (Programm) sie lehrt. Dabei kann sie wohl Bedeutungen verändern (sich umprogrammieren) und in diesem Sinn auch ‚lernen‘, doch ihr fehlt jedes Motiv, anders zu verstehen, anders zu interpretieren oder gar wider besseres Wissen zu agieren, sich zu verstellen und zu lügen. Denn sie hat keine Affekte und Interessen, keine Wünsche, Hoffnungen und keinen Willen, und deshalb fehlt ihr die Perspektive der ersten Person.

(c) Die Maschine hat keine leibliche Geschichte, sondern nur eine informationelle. Aus diesem Grund ist es problematisch, hier überhaupt von Selbstadressierung zu sprechen. Kandidat für ihr, für ein Selbst wäre allein das Programm. Doch auch dieses ist nicht nur kein Selbst, so wenig wie das genetische Programm eines Lebewesens ein Selbst ist oder ein Selbst hat, sondern es kann auch keines entwickeln, wie das bei denkenden Menschen der Fall ist. Das Programm (Software) hat keine Individualität, denn es ist unbegrenzt kopierbar, die Maschine (Hardware) ist nur sein beliebig austauschbarer Träger. Und es ist nicht sterblich, sondern kann nur von seinem jeweiligen Träger verschwinden, indem es gelöscht wird. Ohne irgendeinen Träger verschwindet es gänzlich und unwiederbringlich.

Das sich selbst adressierende Bewußtsein, das ‚Selbstbewußtsein‘ der Philosophen, ist an andere Bedingungen geknüpft – an Leiblichkeit und Sozialität – und

¹⁰ Vgl. z. B. Leibniz PS, Bd. 7, S. 204: „Omnis humana ratiocinatio signis quibusdam sive characteribus perficitur.“ Oder ebd. in *Dialogus*, S. 191: „B. Quid tum? Cogitationes fieri possunt sine vocabulis. B A. At non sine aliis signis.“

baut die Möglichkeit der Selbstadressierung auf völlig andere Weise auf – durch und in arbiträren Zeichenprozessen (vgl. o.). Es stellt sich selbst dar, indem es sich an seinesgleichen reflektiert, es weiß, daß es irrt, daß es lügen kann und daß es sterben wird.

11 Literatur

- Augustinus, A. 1954 ff.: De Trinitate. Libri XV. In: *Aurelii Augustini opera* (= Corpus Christianorum, Series Latina Bd. 50/50A). Tournhout
- Hobbes, T. 1839: *Opera Philosophica Latina*. Hrsg. von G. Molesworth. London
- Humboldt, W. v. [1903-36] 1986: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von A. Leitzmann. 17 Bände. Berlin [GS]
- Kant, I. 1787: *Kritik der reinen Vernunft*. Riga [KdrV]
- Leibniz, G. W. 1875-90: *Philosophische Schriften*. Hrsg. v. C. I. Gerhardt. 7 Bände. Berlin [PS]
- Lyotard, J.-F. 1983: *Le Différend*. Paris [deutsch 1987: *Der Widerstreit*. München]
- Nietzsche, F. 1967-77: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. von G. Colli/M. Montinari, 30 Bände. Berlin, New York [KGW]
- 1988: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von G. Colli/M. Montinari, 15 Bände. Berlin, New York [KSA]
- Swinburne, R. G. 1999: Personale Identität. In: M. Quante (Hg.): *Personale Identität*. Paderborn, S. 101-119
- Wittgenstein, L. 1967: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M. [PU]